

Tom Leibold, Köln:

Zwischen Affirmation und Kritik Psychotherapie als soziale Veranstaltung

Einleitung

Als ich eingeladen wurde, etwas zur Diskussion der gesellschaftlichen Positionierung Systemischer Therapie beizutragen, sagte ich zunächst einmal zu - ohne lange nachzudenken. Es überwog meine Freude als Sozialwissenschaftler an diesem Thema, das mir in all den vergangenen Jahren in unseren psychotherapeutischen Diskursen doch recht zu kurz gekommen ist. Paradoxerweise zu kurz gekommen, könnte man sagen – angesichts der bahnbrechenden technischen, wirtschaftlichen und politischen Umwälzungen, die die Welt seit über 30 Jahren in Atem halten (vgl. Castells 2001). Man könnte mit Heiner Keupp (2005) auch von einer „weit verbreiteten Gesellschaftsvergessenheit der Psychotherapieszene“ sprechen.

Das war nicht immer so. Die Psychoanalyse Sigmund Freuds hat sich nie nur als Therapieform verstanden, sondern immer zugleich auch als Kulturtheorie. Dass das Individuum und sein Triebleben nicht frei sei, sondern durch gesellschaftliche Ansprüche und Vorgaben formiert, mitunter auch deformiert werde, war und ist ein klassischer psychoanalytischer Topos – ob man in Fragen des Anpassungsdrucks auf Seiten der Gesellschaft stand oder eher den emanzipatorischen Aspekt psychoanalytischer Aufklärung betonte, ergab sich hingegen nicht unmittelbar aus dem bevorzugten Theorie-Rahmen, sondern hing in erster Linie von den politischen Präferenzen der jeweiligen Autoren ab. Nach dem Abklingen der gesellschaftskritischen Emphase der 60er und 70er Jahre scheint ein gewisser Rückzug in behandlungstechnische Fragen stattgefunden zu haben. Der emanzipatorische Diskurs ist mittlerweile weitgehend Vergangenheit.

Interessanterweise spielt dagegen die gesellschaftliche Perspektive für die systemische Therapie seit ihren Anfängen eine recht untergeordnete Rolle. Sie hat ihren allgemeinen guten Ruf durch ihre Beiträge in zwei anderen Bereichen erworben: Mit der konstruktivistischen Epistemologie der Kybernetik zweiter Ordnung schuf sie erstens einen radikal neuen Zugang zum Verständnis von (klinischen) Problemen und möglichen Lösungen und auf der Praxisebene wurde das zweitens von der äußerst kreativen Entwicklung innovativer Behandlungsarrangements begleitet, innerhalb derer die unterschiedlichsten Interventionen, Settingvarianten, Kontextbezüge usw. hervorgebracht wurden. Der Erfolg dieser Entwicklungen zeigt sich auch an der beträchtlichen Transferleistung in andere Therapieschulen hinein, die viele ihrer Innovationen der letzten Jahrzehnte zu einem gewissen Teil diesen Entwicklungen im systemischen Feld verdanken – oder zumindest den für sie damit verbundenen Irritationen.

Gesellschaft als solche wird in der Literatur der systemischen Therapie aber in den meisten Fällen nur als Kontext der jeweils beobachteten Systeme wahrgenommen, nicht als eigener Gegenstand. Das ist umso erstaunlicher, als der Umfang der gesellschaftstheoretischen Werke innerhalb der Systemtheorie gerade hierzulande enorm ist. Ich verweise hier nur auf das ausdifferenzierte Gesamtwerk von Niklas Luhmann (exemplarisch: Luhmann 1997), dessen Theorie der Gesellschaft im Bereich der systemischen Therapie weithin unterrezipiert geblieben ist, die sich lieber mit (oft fruchtlosen) Versuchen einer theoretischen Unterscheidung von psychischen und sozialen Systemen beschäftigte. Aber vielleicht haben wir es ja hier mit einem blinden Fleck systemischer Selbstreflexion zu tun, von der Sabine Klar gesprochen hat. Nun ist ein blinder Fleck ja kein Drama: einerseits ist er zwar in jede Reflexion eingebaut, andererseits braucht es aber nur eine Veränderung der Beobachterperspektive, um ihn selbst beobachten zu können.

Ich bin der Ansicht, dass Systemische TherapeutInnen gegenwärtig sehr viel von den aktuellen Diskursen einer systemischen Sozialarbeitswissenschaft lernen können (vgl. Kühling 2006), die sich in der Tat mit vielen Fragen beschäftigen, die Sabine Klar aufgeworfen hat, und in denen nicht nur versucht wird, den gesellschaftlichen Standort psychosozialer Hilfen mit systemtheoretischen Instrumenten zu ermitteln, sondern auch die damit verbundenen ethischen und normativen Fragen zu rekonstruieren. Wie sich hoffentlich zeigen wird, lassen sich manche Beiträge zum Diskurs der sozialen Arbeit auch in Bezug zur Psychotherapie setzen, auch wenn sich von Auftragslage, Methoden und Haltungen her klare Unterschiede benennen lassen. Unabhängig davon sind nämlich beide Funktionssysteme der Gesellschaft, deren Aufgabe darin besteht, Hilfen für Personen zur Verfügung zu stellen, deren Teilhabe an gesellschaftlicher Kommunikation problematisch erscheint, bedroht ist oder gar nicht mehr existiert.

Soweit zu meinem Vergnügen über die Einladung zu dieser Tagung. Als ich dann den Text von Sabine Klar zugeschickt bekam, machten sich jedoch schnell zwiespältige Gefühle bemerkbar. Das liegt zunächst wohl einmal an der kämpferischen Emphase, mit der Begriffe wie „Domestizierung“, „Versklavung“, „Anpassung“, „Widerstand“ usw. eingesetzt werden. Die Tonlage ist mir einerseits noch sehr gut aus der Zeit meines Studiums Anfang der 70er Jahre im Gedächtnis, als mein „dominanter Diskurs“ noch „Emanzipation von gesellschaftlicher Unterdrückung“ hieß. Mittlerweile ist er mir aber doch eher fremd geworden. Der endgültige Text von Sabine Klar ist übrigens im Vergleich zur ersten Fassung schon etwas milder in der Form, nicht mehr ganz so kämpferisch. Andererseits bin ich in meiner eigenen Praxis auch ständig mit sozialen Entwicklungen und Veränderungen konfrontiert, die mich wütend machen und kämpferisch stimmen. Zwar habe ich – weil ich mangels gesetzlicher Anerkennung keine Kassenpatienten behandeln kann – eher mit einer betuchteren Klientel zu tun, aber als Supervisor bin ich in verschiedenen psychiatrischen Kliniken sowie im Jugendhilfe- und Sozialbereich alltäglich Zeuge von zunehmendem Ressourcenverlust und Ressourcenabbau - und zwar nicht nur bei der Klientel, sondern auch im Hilfesystem selbst.

Die angesprochenen dominanten Diskurse, die diesen Veränderungen zugrunde liegen und sie in gewisser Weise legitimatorisch unterfüttern, sind – wie wir alle wissen – nicht nur freischwebende Konstruktionen, derer man sich nach Belieben bedienen kann, sondern haben immer auch mit konkreten gesellschaftlichen Verteilungskämpfen, mit Interessenlagen, mit Machtverhältnissen zu tun – und einige von Ihnen wissen wahrscheinlich, dass ich seit langem immer wieder auf die Vernachlässigung der Bedeutung von Machtfragen im Systemischen Diskurs (Levold 1986, 2001) hinweise. Schon aus diesem Grund freue ich mich, dass dieses Thema auf dieser Jubiläumstagung einen so prominenten Platz eingeräumt bekommt.

Meine Lektüre war aber auch – wie schon angedeutet – von einem Unbehagen begleitet. Ich hatte den Eindruck, dass die Ambivalenz der angesprochenen gesellschaftlichen Verhältnisse zu wenig berücksichtigt wird und dass das Problem der Macht gesellschaftlicher Normierungen vorschnell als ein moralisches Problem codiert worden ist. Das führt meiner Ansicht nach aber zu einer Einengung von Reflexionsmöglichkeiten. Wenn die Erörterung von Machtfragen mit einem moralischen Imperativ verknüpft wird, muss man sich ja sputen, um rechtzeitig auf die gute Seite zu gelangen. Die moralische Festlegung auf die Unterscheidung von Widerstand und Gegnerschaft schließt die Diskussion womöglich, bevor sie sich wirklich öffnen kann.

Der von Sabine Klar formulierte Einladung zu einem Diskurs über gesellschaftliche Normen und Werte, dem sich Systemische TherapeutInnen stellen sollten, wäre aber damit kein guter Dienst erwiesen. Ich will im Folgenden daher versuchen, einige Beobachtungen aus meiner Perspektive beizusteuern. Zunächst möchte ich auf die Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft und die damit verbundene Idee individueller Unfreiheit eingehen, die ich aus Sabines Beitrag herausgelesen habe. In einem zweiten Schritt will ich auf die grundsätzliche Ambivalenzen der gegenwärtigen Verhältnisse wie der Beschreibungen dieser Verhältnisse eingehen, die m.E. konstitutiv für unsere gegenwärtige Situation sind und eindeutige Positionen erschweren. Anschließend möchte ich Psychotherapie als Funktionssystem beschreiben, das sich von anderen gesellschaftlichen Funktionssystemen nachdrücklich dadurch unterscheidet, dass sie ihren Gegenstand in der „ganzen Person“ hat, die aus diesem Grund nicht Umwelt für Psychotherapie ist. Daraus resultieren abschließende Überlegungen zu den Werten, die systemische Psychotherapie womöglich Klienten als auch der Gesellschaft gegenüber vertreten kann und soll.

Individuum und Gesellschaft

Im Titel des Eröffnungsbeitrages ist von Widerstand die Rede. Widerstand braucht nicht nur Akteure, sondern auch einen Adressaten. Wer das sein kann, ist mir bei der Lektüre des Textes von Sabine Klar unklar geblieben. Da ist von machtvollen gesellschaftlichen Normen die Rede, in der ersten Fassung metaphorisch

von mythischen „Mächten, die danach verlangen, dass man ihnen dient und opfert“, eine Gesellschaft, welche Sinn verwaltet und Wert zumisst, gesellschaftliche Normen und Strukturen, denen gegenüber das Prinzip primärer Anpassung gelte, das „dominante gesellschaftliche Gerede“, kurz: „kein sichtbarer und greifbarer Gegner“, an dem sich widerstandsbereite Akteure reiben könnten.

Überraschend und ein wenig widersprüchlich für mich ist an dieser Stelle die Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft in einer Art Unterdrückungsverhältnis, welche zwangsläufig die Frage nach emanzipatorischen Strategien der Befreiung aufwirft, während gleichzeitig an anderer Stelle darauf verwiesen wird, dass wir gelernt haben, „dass wir unsere soziale Welt ...gemeinsam mit anderen vermittelt unserer Urteile hervorbringen.“ Diese Widersprüchlichkeit durchzieht meiner Ansicht nach die gesamte Argumentation.

Je deutlicher wird, dass es sich sowohl beim unterdrückten wie beim befreiten Individuum um soziale Konstruktionen handelt, die innerhalb von Gesellschaft hervorgebracht werden, von der sich die Individuen vielleicht emanzipieren möchten, desto schwieriger ist es, diesen Dualismus von Individuum und Gesellschaft aufrechtzuerhalten. Luhmann argumentiert an dieser Stelle sehr klar, dass die Gesellschaft nichts anderes als der Gesamtzusammenhang sozialer Kommunikation ist (Luhmann 1997), und insofern nicht als Gegenbegriff zur individuellen Freiheit taugt. Das hat übrigens nichts mit der Frage zu tun, ob bestimmte beobachtbare soziale Phänomene zu Recht als Unterdrückung bezeichnet werden können oder nicht, sondern vielmehr damit, wer als Agent dieser Machtverhältnisse in Frage kommt. Und es lässt sich mit Recht bezweifeln, dass ein wie auch immer diffuser Gesellschaftsbegriff dafür geeignet ist.

Selbst Michel Foucault, der einen viel kritischeren Blick auf die gesellschaftlichen Machtverhältnisse hat als Luhmann, versteht die Gesellschaft als einen solchen Gesamtzusammenhang. Er fokussiert in seinem Konzept der Gouvernementalität auf die enge Verschränkung von Herrschaft einerseits und Einverständnis der Beherrschten andererseits, die sich innerhalb und mithilfe eines komplexen Netzes aus Diskursen, Wissen, Institutionen und Praktiken vollzieht, aus dem man sich nicht ohne weiteres verabschieden kann. Diese Form des Beherrschtseins geht paradoxerweise einher mit der Tatsache, dass zumindest in den postindustriellen Gesellschaften „die emanzipatorischen Ideale der bürgerlichen Moderne des 20. Jahrhunderts formell eingelöst (sind). Für Foucault gilt das Subjekt deswegen als weitaus freier in seinen Möglichkeiten, als es meint.“ (Aßmann 2006).

Aus dieser Perspektive ist es gerade das Programm der Steigerung von Freiheit, welches die sozialen Asymmetrien erzeugt, die Sabine Klar zu Recht beklagt. Wir haben es hier mit einer Paradoxie der Freiheit zu tun, die sich nicht mehr ohne weiteres nach einer Seite hin auflösen lässt. Indem die klassischen kollektiven Sinnsysteme der Vormoderne und Moderne ihre Autorität und ihren Zugriff auf die Lebenspraxis der Menschen immer mehr verlieren, sind diese frei, sich die Rationalität ihrer Lebensentwürfe selbst zu-

rechtzuzimmern. Das ist unter dem Epochenbegriff der Postmoderne zu verstehen. Damit einher geht die Tendenz zur immer weiteren „Vermarktung“ der Lebenswelten. „Der ideologische Rahmen ist der Neoliberalismus, bei dem es keine kollektiven, sondern nur Einzelbedürfnisse gibt. Es erfolgt eine Ökonomisierung des Sozialen: ... es zählen nur noch die Zwecke, die sich in Geld berechnen lassen, d.h. es erfolgt eine Monetarisierung der Zwecke“ (Pfeifer-Schaup 2006, S. 102). Damit wird die vom klassischen Liberalismus unterstellte „natürliche Freiheit“ des Menschen von Herrschaft und Unterdrückung zwanglos durch die unternehmerische Freiheit der ökonomisch-rationalen Individuen ersetzt (Höhne 2002). Das Programm der Steigerung von Freiheit im Sinne einer Freisetzung der Menschen aus übergeordneten sozialen Bezügen und Sinnzusammenhängen ist eng verknüpft mit den zunehmenden Risiken sozialer Desintegration. Da sich gesellschaftliche Integration nicht mehr über große Gesellschafts-Entwürfe, die auch in ihren nicht-totalitären Varianten das Maß individueller Freiheit reduzieren, sondern immer mehr über die Teilnahme der Individuen an unterschiedlichen Märkten realisiert, liegt der Sinn des Handelns nunmehr in der freien Erzeugung und Vermehrung des eigenen ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapitals, das auf den Märkten der Arbeit, des Konsums, des Kapitals und der Aufmerksamkeit eingesetzt werden kann. Wer kein entsprechendes Kapital vorzuweisen hat, fällt schnell aus dem sozialen Zusammenhang heraus. Die individuellen und letztlich auch sozialen Kosten dieser zunehmenden Exklusion (Luhmann) von Lebenswelten aus der Gesellschaft sind noch nicht wirklich absehbar. Die Risiken der Individuen liegen also weniger in ihrer Unfreiheit als im individuellen Konkurs als Marktteilnehmer und dem damit verbundenen Ausschluss von sozialen Möglichkeiten. Wir haben es also – zugespitzt – mit einem Spannungsfeld von Freiheit und Desintegration auf der einen und Unfreiheit und Integration auf der anderen Seite zu tun, das die Frage nach orientierenden Werten, die uns auch in der psychotherapeutischen Praxis helfen könnten, nicht gerade leicht macht.

Ambivalenz

Eindeutigkeit ist in der Beantwortung dieser Fragen nicht mehr zu haben. Ich möchte daher gerne Heiko Kleve zitieren, gegenwärtig einer der brilliantesten systemischen Theoretiker der Sozialen Arbeit, der in seinem Buch „Postmoderne Sozialarbeit“ im Anschluss an Zygmund Baumann, Wolfgang Welsch und Jacques Derrida herausarbeitet, dass das Hauptmerkmal des gesellschaftlichen Feldes, auf das sich Sozialarbeit und Psychotherapie als Funktionssysteme mit dem Auftrag psychosozialer Hilfe beziehen, in seiner Widersprüchlichkeit und Ambivalenz liegt, die grundsätzlich nicht mehr überwunden werden können. Was ist mit hier mit Ambivalenz gemeint? Ich zitiere: „Mit Ambivalenz wollen wir nun ganz allgemein nicht nur Zwei-, sondern Mehr- bzw. Vieldeutigkeiten, also Uneindeutigkeiten, Unbestimmbarkeiten, Widersprüchlichkeiten oder auch Paradoxien in psychischen, sozialen bzw. kommunikativen Verhältnissen sowie in de-

ren Beobachtung bezeichnen, die, wenn sie konstatiert werden, ein unentscheidbares Oszillieren zwischen mindestens zwei differenzierten, heterogenen, aber gleichermaßen plausiblen Entscheidungsmöglichkeiten herausfordern. Eine ambivalente Situation ist dadurch gekennzeichnet, dass in der Beobachtung einer Situation, eines Ereignisses, einer Handlung, einer gesellschaftlichen Praxis zwei oder mehr gegensätzliche, sich widersprechende Blickpunkte, Beobachtungen bzw. Beschreibungen, Erklärungen und Bewertungen gleichermaßen plausibel erscheinen“ (Kleve 1999, S. 22f.).

Akzeptiert man diese Prämisse, muss man auf die Festlegung von allgemeinverbindlichen Orientierungspunkten verzichten. An deren Stelle treten das Konzept der Differenz und der praktische Umgang mit Differenzen in den Vordergrund, und zwar als positive Begrifflichkeiten. Ambivalenzen „zwischen Ganzheit und Differenz, Berufsarbeit und Nächstenliebe, Hilfe und Nichthilfe, Hilfe und Kontrolle, ... Integration und Desintegration, ... Problem und Lösung, ... Ethik und Pragmatik“ stellen sich also weniger als aufzulösende Probleme dar, sondern als Ausgangspunkt und Chance (Kühling 2006, 137). Die praxeologische Perspektive liegt in der erfolgreichen Handhabung von Differenzen. „Menschen sind Ambivalenzmanager, Sozialarbeiter (und Psychotherapeuten, TL) unterstützen sie, dies erfolgreich zu sein“ (ebd., S. 138). Die Varianten hierbei sind Differenzbeobachtung, Differenzminimierung, Differenzakzeptanz oder gar Differenzmaximierung als gezielte Hervorbringung von Unterschieden, die Unterschiede machen (ebd. S. 139). Gleichwohl weist Wolfgang Krieger zurecht darauf hin, dass sich ein beträchtlicher Teil des Leidens der Subjekte den Konflikten zwischen nach wie vor wirksamen Idealen der Moderne (z.B. das Recht auf wohlfahrtsstaatliche Sicherheitsgarantien usw.) und den sozialen Realitäten postmoderner Gesellschaften verdankt. Er beobachtet „dass die postmoderne gesellschaftliche Realität die Subjekte zum einen zunehmend den Risiken der Lebensführung überlässt und sie zum anderen zugleich immer weniger mit Kompetenzen der Ambivalenzbewältigung ausstattet“ (Krieger 2006, S. 106). Sie schwäche damit nicht nur den gesellschaftlichen Zusammenhalt, sondern gerade auch die Akzeptanz von Pluralität und führe zu fundamentalistischen ‚Rückbesinnungen‘“ (ebd.): „In dem Maße, in dem flexibilisierte Gesellschaften die Anpassungsfähigkeit ihrer Bürger überfordern..., und zugleich nicht dafür Sorge tragen, dass die Entwicklung von Bewältigungskompetenzen ausreichend gefördert wird, bringen sie eine Ziel-Mittel-Diskrepanz hervor, die nicht nur ihre eigene Leistungsfähigkeit (nach innen und außen) in Frage stellt, sondern auch mehr und mehr Bürger vom gesellschaftlichen Produktionsprozess und von kultureller Teilhabe ausschließt“ (ebd., S. 107).

Aus dieser Perspektive bedeutet Anpassung nicht in erster Linie Unterwerfung unter die Herrschaft vorgegebener Normen und Sinnsysteme, sondern stellt eine Voraussetzung für die Teilnahme an gesellschaftlicher Kommunikation in den einzelnen Funktionssystemen dar. Dauerhafte Nicht-Anpassung führt ab einem gewissen Grad mehr oder weniger zwangsläufig zur Exklusion der Nicht-Angepassten.

Das Problem liegt aus dieser Perspektive weniger in der Tatsache der Anpassungsnotwendigkeit selbst als darin, dass die mangelnde Förderung von Bewältigungskompetenzen im Zusammenhang mit der sich rapide beschleunigenden Eigendynamik der Gesellschaftsentwicklung zu einem Riss in der Gesellschaft führt. Momentan können wir beobachten, dass der Riss größer wird. Die Frage aber, inwiefern dieser Riss behoben werden kann, scheint innerhalb der dominanten Funktionssysteme der Gesellschaft selbst nicht mehr beantwortbar zu sein, alle diesbezüglichen Diskurse sind ebenfalls hoch ambivalent. In der Regel wird daher die Bearbeitung dieser Frage an die Funktionssysteme der Sozialarbeit und Psychotherapie delegiert, was uns zum Thema der Funktion dieser Hilfesysteme führt.

Funktionale Differenzierung und Psychotherapie als ein besonderes Funktionssystem

Kernpunkt der Gesellschaftstheorie Niklas Luhmanns ist die Theorie der funktionalen Differenzierung, deren Ausarbeitung er sein gesamtes letztes Lebensjahrzehnt gewidmet hat. Unter funktionaler Differenzierung ist die Gliederung der Gesellschaft in verschiedene, weitgehend autonome Teilsysteme gemeint, wie z.B. Wirtschaft, Recht, Politik, Religion oder Wissenschaft. Diese Art der Differenzierung, die das Bild moderner und postmoderner Gesellschaften prägt, unterscheidet sich von vormodernen Formen der Differenzierungen etwa nach Clans in Stammesgesellschaften, nach Ständen im Feudalismus oder Klassen im aufsteigenden Industrialismus. Die Funktionssysteme sind füreinander Umwelt, so wie auch Menschen bzw. Personen genauso wenig Bestandteil dieser Funktionssysteme sind, sondern ihrer Umwelt zugerechnet werden können. Für die Funktionssysteme sind also nur bestimmte Handlungen und Kommunikationen der Menschen von Belang, letztere sind austauschbar und daher nicht als „ganze Personen“ relevant.

Es stellt sich dabei die Frage, wie man die jeweils relevanten Operationen eindeutig einem bestimmten Funktionssystem zuschlagen kann. Luhmann postuliert für jedes Funktionssystem einen spezifischen „binären Code“, mit Hilfe dessen geregelt werden kann, welche Operationen im System anschlussfähig werden (z.B. Geld-Zahlungen in der Wirtschaft) und welche vom System abgelehnt werden (z.B. unbezahlte Liebesdienste). In der Wissenschaft handelt es sich um Wahrheit/Unwahrheit-Codierungen, in der Politik um Recht/Unrecht-Codierungen. Komplexe Kommunikationsstrukturen haben also Anschluss an unterschiedliche Funktionssysteme, ohne dass diese selbst aufeinander direkt zugreifen könnten.

Was heißt das nun für die Funktion von Psychotherapie und Sozialarbeit?

Michael B. Buchholz zeigt in seinem Buch „Psychotherapie als Profession“, dass „Psychotherapie als Profession eine spezifische Systemleistung universalisiert, also Irritationsbewältigung für die Gesellschaft in einer Weise erbringt, die von keinem anderen Funktionssystem erbracht wird und werden kann“ (Buchholz 1999, S. 125). Dies tut sie, indem sie sich auf den Menschen als „ganze Person“ in einer Weise bezieht, wie

das den gesellschaftlichen Funktionssystemen nicht möglich ist. In dem Maße, in dem es Menschen nämlich nicht gelingt, durch ihre Handlungen und Kommunikationen anschlussfähig für die unterschiedlichen Funktionssysteme zu bleiben (etwa durch Verlust der Zahlungsfähigkeit, abweichendes Verhalten, Lernverweigerung, Krankheit, fehlende Kommunikationsbereitschaft oder -kompetenz usw.), fallen sie aus den Systemen heraus. Umgekehrt lässt sich mit Buchholz formulieren: „Die Gesellschaft exportiert ihre Irritationen auch in ihre personalen Umwelten. Die Folgen dieses Irritationsexports bekommen Psychotherapeuten (und andere Professionen) zu Gesicht. Als Gesellschaftsmitglieder werden Personen gewissermaßen in ihre Funktionssystem-Mitgliedschaften zerlegt; außerhalb der Funktionssysteme aber existieren sie als ‚individualisierte Personen‘. Als solche sind sie in die Funktionssysteme deshalb nicht inkludierbar, weil dort die Zumutungen an das, was für vernünftig ausgewiesen wird, sich geändert haben. Was exportiert wird, ist systemdysfunktionale Unvernunft“ (146f.).

Als Therapeuten ist uns selbstverständlich, dass Personen gerade in ihrer Individualität sozial anerkannt sein müssen, um überhaupt überleben zu können. Der ganze Bereich der primären Sozialisation, das Familienleben sowie Freundschafts- und Liebesbeziehungen sind auf dieser Anerkennung aufgebaut, der Zugang zu den gesellschaftlichen und mit einer anderen Logik ausgestatteten Funktionssystemen erfolgt erst später und schrittweise. In vormodernen Zeiten gehörten die Menschen als ganze Personen zu ihren sozialen Gemeinschaften und Bezugssystemen, auch die Dummen und Irren, Kranken und Behinderten. Mit der funktionalen Differenzierung bilden sich Systeme heraus, für die die Person als Ganzes nicht mehr von Bedeutung ist. Entscheidend ist nun, inwiefern die systemspezifischen Codes von den Personen bedient werden können. Die Schüler werden in erster Linie entlang der Unterscheidung Wissen/Nicht-Wissen beurteilt, der Staatsbürger entlang der Differenz von Recht/Unrecht, der Kunde nach zahlungsfähig/zahlungsunfähig usw. Wer nichts weiß, muss von der Schule, wer Unrecht begeht, wird bestraft, wer nicht zahlt, kann nicht am Wirtschaftsleben teilnehmen etc.

Dennoch betrifft interessanterweise der Export der Irrationalität aus den Funktionssystemen immer die ganze Person „und die soziale Kontrolle von deren Abweichungen ebenfalls“ (ebd., S. 147), d.h. man kann sich nur als ganze Person in der Psychiatrie oder im Gefängnis aufhalten, nicht aber bloß mit bestimmten funktionsspezifischen Verhaltensweisen.

„Die Existenz ‚ganzer Personen‘ und deren ‚Unvernunft‘, die als solche aus Funktionssystemen exkludiert wurden, sind somit jenes Kernproblem, um das herum sich autokatalytisch“ u.a. die Funktionssysteme der Psychotherapie und Sozialarbeit herausgebildet haben (ebd., S. 148). Während die Medizin sich noch mit der Leberzirrhose von Zimmer 318 oder dem Darmdurchbruch auf Station 32 befassen darf (auch wenn die Einbeziehung der ganzen Person auch in der Medizin hier und da – fächerspezifisch – gefordert wird), bezieht sich das gesamte Interventionsspektrum auf die Person als individuellem Gegenüber: Erst mit der

Aufnahme einer therapeutischen Beziehung, die immer auch eine persönliche ist, wird der Rahmen für das professionelle Handeln geschaffen.

Erst aus dieser Perspektive kann überhaupt die Parteinahme für das Individuum gegen die Ansprüche der Funktionssysteme evident werden. Der gesellschaftliche Stellenwert von Hilfesystemen bezieht sich also daraus, dass den Funktionssystemen etwas abgenommen wird, was diese nicht zu leisten vermögen, gleichzeitig wird der Erfolg der Hilfe aber daran gemessen, ob die Person auch wieder in die Lage kommt, ihre gesellschaftlichen Anforderungen zu erfüllen. Mit Wolfgang Krieger lässt sich sagen, dass sich damit in „Identitäts-, Motiv- und Handlungskonflikten der Klientel ... die Ambivalenzkonflikte postmoderner Gesellschaften ebenso (wiederspiegeln) wie in den Doppelbotschaften des gesellschaftlichen Auftrags“ von Sozialer Arbeit und Psychotherapie, nämlich „die Schrecken der Desintegration in Schach zu halten und zugleich dem Menschlichen zu dienen“ (Krieger 2006, S. 109).

Die Perspektive der „ganzen Person“ als Bezugspunkt therapeutischer Ethik

Nun sind wir bei der Frage nach den Werten angelangt, von denen wir uns als systemische Therapeuten leiten lassen sollen. Sabine Klar spricht nicht explizit von Werten, aber ihr Aufruf an uns, „uns daran zu hindern, zum Instrument der Anpassung zu werden“, uns zu wehren, Widerstand zu leisten, ist doch ein starker Appell, kritisch nicht nur gegen dominante gesellschaftliche Wertvorgaben aufzubegehren, sondern auch gegen mit systemischen Konzepten verbundenen Wertvorstellungen wie allgemeiner Anerkennung oder Kooperation. Die Wahl ihrer Formulierungen ist dabei dergestalt, dass eine Nicht-Zustimmung schon mit dem Risiko verbunden ist, man sei (absichtlich oder unwissend, implizit oder explizit) für Anpassung, Käfighaltung und Domestizierung. Das meinte ich mit moralischer Codierung.

Wir sind hier mit einem Problem konfrontiert, das Niklas Luhmann immer wieder thematisiert hat, nämlich dem Problem moralischer Kommunikation. Moralische Kommunikation, die im wesentlichen auf wer-tebezogener Achtung und Missachtung beruht, ist sowohl auf Inklusion wie auf Exklusion angelegt: mora-lische Zustimmung sichert Zugehörigkeit, Nicht-Zustimmung führt zu Ausschluss aus der Wertegemeinschaft. Während moralische Kommunikation sich in allen älteren Gesellschaftsformen auf Teilsysteme beschränkte und dort zur Integration beitrug, muss man jedoch heute auf die „Vorstellung ei-ner moralischen Integration der Gesellschaft“ (Luhmann 1997, S. 1043) verzichten, denn es gibt nichts außerhalb der Gesellschaft, gegen das sich diese moralisch abgrenzen könnte. Und innerhalb der Gesell-schaft toben die unterschiedlichsten Wertekonflikte, die selbst kein Rüstzeug für ihre Lösung beinhalten: „Werte enthalten keine Regel für den Fall des Konfliktes zwischen Werten. Es gibt, wie oft gesagt, keine

transitive oder hierarchische Ordnung der Werte“ (ebd., S. 799). Und: „Je mehr Werte, desto weniger ist ihnen zu entnehmen, wie zu entscheiden ist“ (ebd., S. 800).

Gleichwohl kommen wir nicht ohne Werte aus. Ohne Werte wären wir nicht nur außerstande, unser Handeln konsistent zu orientieren, wir hätten wohl auch Schwierigkeiten, unsere Wahrnehmung zu organisieren. Sie sind schließlich wohl auch mit für unsere blinden Flecken verantwortlich. George Spencer-Brown formuliert sehr schön auf der ersten Seite seiner „Gesetze der Form“: „Es kann keine Unterscheidung geben ohne Motiv, und es kann kein Motiv geben, wenn nicht Inhalte als unterschiedlich im Wert angesehen werden“ (Spencer-Brown 1997, S. 1). Schon die basalen Operationen einer Unterscheidung setzen also bereits eine Wertsetzung voraus.

Und wenn wir differenztheoretisch und ambivalenzfördernd denken wollen, müssen wir akzeptieren, dass die Zahl der Möglichkeiten auch in Bezug auf die Geltendmachung von Werten groß ist und jederzeit gesteigert werden kann. Dennoch plädiere ich keinesfalls - wie man vielleicht vorschnell vermuten könnte - für eine Beliebigkeit von Werten. Das Ergebnis wäre allenfalls eine zynische und keine ethische Haltung. Jedes - insbesondere das professionelle - Handeln muss Werte als Orientierungsrahmen zur Verfügung haben. Als systemische Therapeuten müssen wir uns also Gedanken machen, welche Werte unsere gesellschaftliche Funktion besonders sinnhaft zum Ausdruck bringen. Ich glaube nicht, dass es der Widerstand gegen die gesellschaftlichen dominanten Diskurse sind, der als Integrationswert für unsere systemische Zukunft taugt. Es ist nicht anders als bei der Psychoanalyse: wer mit dieser Gesellschaft im Reinen ist, wird die Anpassungsseite aus weltanschaulichen oder pragmatischen Gründen Anpassung vertreten können, wem sie ein Gräuel ist, wird genauso plausibel in der Anpassung ein Instrument der Unterdrückung erblicken können.

Ich möchte dagegen setzen, dass der Fokus, der uns von anderen gesellschaftlichen Funktionssystemen unterscheidet, vielleicht einen Hinweis auf eine mögliche gemeinsame Wertorientierung sowohl im Umgang mit Klienten als auch als Beobachter der Gesellschaft bieten kann. Der Fokus auf die „ganze Person“ erfordert nämlich auch eine Wertorientierung, die auf die ganze Person gerichtet ist. Die Unverletzbarkeit der körperlichen Integrität, die Unantastbarkeit der menschlichen Würde, das Recht auf Entwicklung, Nahrung und Bildung, das Streben nach Liebe und Glück, das Recht auf Teilhabe an Kommunikation und Gesellschaft, all diese Werte erfordern, dass man den Bezug auf die Person, d.h. den Menschen als soziales Wesen und soziale Adresse herstellt und aufrechterhält. Das Wirtschaftssystem kann als solches mit Menschenrechten solange nichts anfangen, bis es teuer wird, sie zu missachten. Das Rechtssystem mag zwar in der Person nach mildernden Umständen suchen, interessieren tut es sich aber vorrangig für die Unrechtmäßigkeit ihrer Taten. Das Schulsystem erwartet von der Person den motivationalen Input als Gleitmittel für die Realisierung der Systemleistung, die Schulabschluss heißt. In allen diesen Fällen ist die Person Um-

welt, die allenfalls in Rechnung gestellt werden muss. Als Psychotherapeuten haben wir es eben nicht bloß mit psychischen Systemen zu tun, in deren Umwelt Person vorkommt, sondern mit ganzen Personen, die sich selbst leiblich, geistig und seelisch als Personen erleben und adressieren.

Der daraus resultierende Respekt vor der Person kann uns helfen, das „dominante Gerede“ in der Gesellschaft daraufhin zu beobachten, wie sich Klienten dazu in Bezug setzen und handelnd orientieren. Sie dabei zu begleiten und ihnen unsere Beobachtungen auf methodisch kontrollierte Weise zur Verfügung zu stellen, ist unsere Aufgabe und Möglichkeit als Therapeuten, nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Als Beobachter von Gesellschaft können wir aus dieser Perspektive eine Menge in den öffentlichen Diskursen darüber mitteilen, was die Folgen sind, wenn immer mehr Personen aus den relevanten Funktionssystemen herausfallen, wenn die Perspektive der Person immer weniger in den Funktionssystemen reflektiert wird, weil diese gerade hier ihre eigenen blinden Flecke haben. Ich stelle mir das aber so vor, dass wir dabei nicht für einzelne Personen stellvertretend einen Kampf aufnehmen (weil das hieße, die Klienten unseres Reflexionsangebotes zu berauben), sondern dass wir die Perspektive der „ganzen Person“ in den öffentlichen Diskursen lebendig halten.

Die Karriere des Coaching als personenbezogene Beratungsleistung hat nicht zuletzt damit zu tun, dass auch in der Wirtschaft gesehen wird, dass die Person als solche auch innerhalb des Funktionssystems repräsentiert sein muss, um sie als Umweltressource besser nutzen zu können. Die Perspektive auf die Person darf aber nicht auf die Unterstützung von sogenannten Leistungsträgern beschränkt sein. Sie hängt nicht von der Qualität oder dem Wert der Person ab, sondern muss sich selbst Bezugspunkt sein. Darin liegt die implizite Ethik psychotherapeutischen Handelns. Ob es hilfreich ist, sie im Sinne eines Wertekataloges zu explizieren, möchte ich offenlassen. Schließen möchte ich mit einem Zitat von Heinz von Foerster, der zu diesem Thema gesagt hat: „Ich möchte Sprache und Handeln auf einem unterirdischen Fluss der Ethik schwimmen lassen und darauf achten, dass keines der beiden untergeht, so dass Ethik nicht explizit zu Wort kommt und Sprache nicht zur Moralpredigt degeneriert“ (von Foerster 1993, S. 68f.).

Literatur:

Aßman, Alex (2006): Angenommen, es gäbe keine Unfreiheiten. Über die Bedeutung des Spätwerks von Michel Foucault für die Auslegung moderner Aporien und die Kritik von Interventionsnormen. In: ZSTB 24(2), S. 89-97

Buchholz, Michael B. (1999): Psychotherapie als Profession. Gießen: Psychosozial Verlag

Castells, Manuel (2001): Das Informationszeitalter (3 Bd). Opladen: Leske + Budrich

Foerster, Heinz von (1993): KybernEthik. Berlin: Merve

- Höhne, Thomas (2002): Regieren oder Kontrollieren in der Wissensgesellschaft. Über den Zusammenhang von Wissen, Medien und Macht (Download von <http://www.copyright.com/gouvernementalitaet/pdf/hoehne.pdf> am 9.9.2006)
- Keupp, Heiner (2005): Die ambivalente gesellschaftliche Funktion von Psychotherapie. In: Psychotherapie im Dialog 6(2), S. 141-144
- Kleve, Heiko (1999): Postmoderne Sozialarbeit. Ein systemtheoretisch-konstruktivistischer Beitrag zur Sozialarbeitswissenschaft. Aachen: Dr. Heinz Kersting. Wissenschaftlicher Verlag des Instituts für Beratung und Supervision Aachen
- Krieger, Wolfgang (2006): Postmoderne für alle? – Soziale Arbeit und die Zwiespältigkeit der Postmoderne. In: ZSTB 24(2), S. 106-113
- Kühling, Ludger (2006): Wenn Theoretiker Theorie lieben – Praktiker sie wenig zur Kenntnis nehmen, und sie dennoch ein wenig wirkt. In: Kontext 37(2), S. 130-148
- Levold, Tom (1986): Die Therapie der Macht und die Macht der Therapie. Über die Wirklichkeit des Sozialen. In: ZSTB 4(2), S. 243-252
- Levold, Tom (2001): Macht und Machtspiele aus systemischer Sicht. In: systeme 15(2), S. 111-119
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft (2 Bd.). Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Pfeifer-Schaupp, Ulrich (2006): Soziale Arbeit zwischen Polizeistaat, privater Praxis und profitorientierter Dienstleistung. In: ZSTB 24(2), S. 98-105
- Spencer-Brown, George (1997): Gesetze der Form. Lübeck: Bohmeier